

Das Widel-Püppchen.

Nach dem Französischen von E. Schmidt.

Die drei Schwestern, Martha, Jeanne und Jerome spielen in dem Salon neben ihrer Mutter. Wenn man ihr Alter zusammenrechnet, so erhält man dreißig Jahre.

Es ist am zweiten Januar. Am Neujahrstage beschenkt man sich in Frankreich so, wie wir in Deutschland es thun am Christfest. Eine ganze Welt von Karten, Spielsachen und großen Büchern mit Goldschnitt füllt den Salon.

Martha, die große, sitzt auf einem Fußhocker und liest in einem Buche, das sie auf die Kniee ihrer Mutter gelegt hat. Die Kniee einer Mutter dienen den jungen Kindern als Tisch, als Stuhl, als Fußhockersitze.

Die Wirtin packt auf den Tischen eine große Porzellanfläche aus. Sie zählt die Schüsseln; aber die Rechnung stimmt nicht mehr. Sie hat schon am Tage vorher drei davon zerbrochen.

Die ganz kleine sitzt, statt zu spielen, in einem Winkel und schmollt. Warum schmollt sie am 2. Januar? Das ist doch ganz unverständlich, mitten unter diesen schönen Sachen. Warum passen denn auch diese beiden älteren Schwestern auf jedes Geräusch auf — und warum fürzen sie jedesmal, wenn die Klingel erklingt, nach der Thür?

Martha, die große, die sie am heißesten berechnen, die sie seit vierzehn Tagen allmählich im Traume sehen, und die ihnen ein Freund versprochen hat, der sie hat groß werden lassen, der sie liebt mit ganzem Herzen, den guten Freund, wie man ihn nennt.

Ein paar Tage vor dem Neujahrstag hat er sie zu sich herangezogen und hat sie gefragt: Was wollt Ihr zum Neujahr geschenkt haben?

Sie hatten die Frage erwartet und hatten sich über die Antwort verabredet. Und eine Stimme hatten sie ausgesprochen: Ein Widel-Püppchen! ein Widel-Püppchen, das nicht entzwei gehen kann!

Ein unzweibrechliches Widel-Püppchen! wiederholte der Freund; und ich will's mir merken. Ihr sollt jede ein unzweibrechliches Widel-Püppchen bekommen.

Nein! nein! nie Jeanne. Das war denn zu klein. Ihr wollt bios ein Widel-Püppchen haben, aber eine große, eine ganz große — so groß — so groß wie Jerome.

Macht man denn solche große? — Ja! wir haben eine solche gemacht. — Und werdet Ihr denn alle drei zusammen mit der gleichen Puppe spielen?

Ja wohl! Das haben wir schon ausgemacht tief Martha, die Älteste — ich werde die Großmutter sein, Jeanne die Mutter und Jerome die Tante.

Das ist ja eine nette Familie! Nun meine lieben Kinder! Ihr könnt Euch verlassen auf ein Widel-Püppchen, auf eine große Puppe, die nicht entzwei gehen kann! — Der Neujahrstag soll sie Euch früh, bei Zeiten, bringen.

Aber der erste Januar war vorüber und weder der Morgen noch der Abend hatte die Puppe gebracht.

Das ist keine Puppe, die nicht entzwei gehen kann, hatte die Mutter mit Lächeln gemeint, sondern eine Puppe, die man nicht sehen kann.

Im Grunde ihres Herzens war sie recht sehr betrübt über den Nummer, über die Enttäuschung ihrer Töchter. Wie konnte der gute Freund sie also vergessen haben? Das war doch ganz gegen seine Gewohnheit! Wenn er noch in Paris wäre, dann hätte man an ihn schreiben können „Und die Puppe? die haben Sie wohl bei sich behalten, um sie selbst mit ihr zu spielen?“ Aber er ist am Tage vor Neujahr aufs Land gefahren zu seiner Mutter.

Am zweiten Januar, in dem Augenblicke, als Jeanne gerade einen vierten Keller zerbrochen hatte, erklingte die Klingel abermals. Martha läßt sogleich ihr Buch im Stich, Jeanne ihre Klische, Jerome ihren Winkel, und alle drei in Kleid und Hosen warteten voll Unruhe.

Der gute Freund kommt zum Vorzeichen. Man stürzt ihm entgegen, läßt ihn ein bisschen, ist aber nicht ganz bei der Sache. Man sieht besonders hinter ihn.

Er hat die Puppe gewiß bei sich — er zieht sie wahrscheinlich am Beine mit.

Nein, er ist allein, ganz allein. Nichts in den Händen; nichts in den Taschen; nichts hinten.

Martha und Jeanne, die beiden großen Mädchen, ziehen ein Schmolli-Püppchen, wagen aber kein Wort der Klage. Die Jüngste dagegen, die noch kein Verständnis für den

feineren Ton hat, vermag nicht mehr an sich zu halten und beginnt zu weinen.

— Und die Widel-Puppe, die nicht entzwei gehen kann? — Nun, seid ihr denn zufrieden, war sie denn groß genug? fragt der gute Freund.

Erkannt, betroffen, sehen sie einander an, sehen sie ihn an, sehen sie die Mutter an.

Diese entschließt sich zur Antwort: — Ei! Ihre Puppe ist unterwegs stiefen geblieben. — Sie hat den Weg nicht bis zu uns gefunden. — Ach! wenn Sie wüßten, wie sie mir mitgeschleppt haben deshalb.

— Was! ich habe sie doch vorzuletzt Abend gekauft, man hat mir versprochen, sie gestern früh herzubringen.

— Sie werden die Wohnung nicht genau bezeichnet haben.

— Durchaus nicht! Durchaus nicht! — Dann muß ein Strubbin vorliegen.

— Wahrscheinlich — ich bitte nun um ein halbes Stündchen Frist, Kinderchen, ich werde Euch die Puppe bringen tot oder lebendig.

Er eilt davon. Auf die Lippen der Kinder ist das Lächeln zurückgekehrt. Jerome schmollt nicht mehr. Sie leistete jetzt Jeanne Gesellschaft beim Zerbrechen der Teller.

Zehn Minuten verstreichen. Ein neuerliches Klingeln. Der gute Freund kann noch nicht wieder zurück sein. Ohne Zweifel ist es ein Weib.

Nur das Dienstmädchen trat in das Zimmer und spricht zu ihrer Herrin:

— Es ist ein Mann draußen, welcher mit Ihnen zu sprechen wünscht.

— Was begehrt er denn? — Er hat es nicht gesagt, aber es scheint etwas Wichtiges zu sein.

— Was ist es denn für ein Mann? — Ich weiß nicht — ich sehe ihn zum ersten Male. — Wo wartet er? — Im Vorzimmer.

— Es ist gut. — Ich werde mit ihm sprechen. Sie steht auf, geht aus dem Salon, läßt die Thür offen und tritt auf die Person zu, welche wartend an der Thür des Vorzimmers steht.

Es ist ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit traurigem, mildem Lächeln. Sein Kleid ist höchst bescheiden, aber durchaus anständig.

(Schluß folgt.)

Eine Naturkraft als Verbrecherin.

Nach dem Amerikanischen von Dr. G. Vode.

(Nachdruck verboten.)

In einem bescheidenen Gartenhause der äußeren Stadt wohnte ein junger Maler, der sich mit seiner Ausbildung beschäftigte, die Mittel, welche ihm zur Verfügung standen, nützte er sich einzurichten, so gut es anging. In einer Abtheilung des Speichers hatte er sein Malzimmer eingerichtet, das zugleich seine Wohnung bildete. Das Lokal war geräumig und genährte ein gutes Licht; diese Vortheile ließen darüber hinwegsehen, daß hier und da kleine Röhren in der Dachbeschaltung dem Winde gestatteten hereinzublasen und bei anhaltendem schlechten Wetter Regentropfen durchfiltrierten. Frei in dem Raume stand in dem besten Lichte die Staffelei, auf der die Leinwandtafel ein angelegenes Bild zeigte; an der Wandseite rechts war ein Gliederarm aufgestellt, der zu einem bestimmten Modell eingerichtet und in orientalischer Gewandung angezogen war. Daneben an der Duerwand befand sich ein Schlafdivan, welcher für die Nacht zum Bette des Malers eingerichtet wurde.

Das Bild auf der Leinwand stellte nach den bereits entworfenen Umrisen und einigen Ausführungen einen Bergbewohner, etwa Albaner oder Montenegriner, vor, der als Räuber mit seinem Pistol ein schönes, am Felsen gelauertes Mädchen bedrohte.

Charles war am Nachmittag fleißig bei der Arbeit gewesen. Das Modell, welches ihm zu dem Mädchen des Bildes saß, hatte nur gegen die Abendstunden einige Zeit für ihn frei; er mußte sich nach ihrer Bequemlichkeit richten, denn Rosine, eine junge Hochländerin von regelmäßigen blühenden Gesichtszügen und schön geformtem Gliederbau, erwartete ihren Unterhalt durch diese Beschäftigung; es war natürlich, daß sie denjenigen, die am besten zahlten, den Vorzug der bequemer gelegenen Tagesstunden gewährte. Sie galt für ein ehbares braves Mädchen, das auf diese Weise die Mittel zu weiterer Ausbildung zu erwerben strebte, und von Charles vermuthete dessen Freund Harry, ein junger Bildhauer, daß er Rosinen eine ernstliche, achtungsvolle Neigung zuwende.

Rosine blieb nach erfüllter Aufgabe gern ein Stündchen bei Charles zum Plaudern, hollends heute, da draußen Sturm und Regen mit ungenüßlicher Heftigkeit tobten und Charles keine Lust hatte das Haus noch zu verlassen. Beim Dunkelwerden lagte sie dem Maler gute Nacht und suchte durch Wind und Wetter ihren Heimweg.

Der Maler verließ seine Wohnung nicht mehr; es kam auch Niemand, ihn zu besuchen. Jeder Eintritt und Ausgang wurde von dem Hausknecht bemerkt, die sowohl auf das Gartenthor als die Hausthür Dacht gaben. Wer

hätte auch ohne die dringendste Noth das stürmende Dach verlassen mögen; es regnete in Strömen, der Wind heulte und flüßte, er rüttelte an den Thüren und Wänden, riß Ziegel aus den Dächern, daß sie knarrend niederfielen; es hätte Jemand um Hilfe schreien, ein Haus einfliegen mögen, Niemand würde danach ausgehakt haben.

Am andern Morgen hatte sich das Unwetter gelegt. Der Freund des Malers, der Bildhauer Harry, kam und fragte nach Charles. Man wies ihn als einen bekannten Besucher, die Stiege hinauf.

Nach wenigen Minuten kam er mit einer Gebärde des Entsetzens zurück. Mann eines Wortes fähig, deutete er nach oben und flammelte mählsam: „Tobt! tobt! Erschossen!“

Ungläubig sahen ihn die Hausleute wie einer Menschen an, der keine Sinne nicht recht besaßen hätte, oder mit einer ersten Sache schlechten Spas treibt; doch seine zerfahrenen Mienen überzeugten den Hausmeister bald, daß hier von keinem schlechten Spas die Rede sei. Er ging mit dem Bildhauer die Stiege hinauf, öffnete die Thür des Ateliers und schaute hinein.

Mit Blut bedeckt lag der Maler regungslos auf dem Divan.

Der Hausmeister zog den Bildhauer aus dem Gemache, schloß die Thür desselben zu und sagte: Da muß man gleich Anzeige e-statten! Weiben Sie hier, ich laufe zum nächsten Schutmann.

Es währte nicht lange, so waren Schutzleute und Gerichtspersonen zur Stelle. Sie ließen sich das Wenige, was die Hausleute wußten, berichten:

Gestern Abend war die Modellsittin Rosine dagewesen, heute früh der Bildhauer Harry gekommen, das war Alles, was ihnen bekannt geworden. Sie hatten weder beim Fortgehen der Ersteren, noch beim Besuche des Letzteren, noch in der Zwischenzeit etwas Verdächtiges bemerkt. Dies war erklärlich, das Atelier lag hoch und einsam, und bei dem Sturmwetter konnte viel geschehen, ohne Beobachtung zu finden. Ein Schuß mochte dicht in der Nähe losgehen, es wäre nicht aufgefallen.

Nun, ein Schuß war in der That gefallen! Als man in das Atelier gestiegen war und den Vorhang am Fenster aufgezo-gen hatte, daß volles Tageslicht in's Gemach drang, sah man den Maler auf dem Schlafdivan liegen; die starren Glieder, die Leichenblässe im Gesicht ließen keinen Zweifel, daß aus dem Körper das Leben gewichen war. Große Blutflecken färbten das Bettuch und das Kopfkissen und das Hemd zeigte Blut am Halsstragen und an den Achselblättern.

Der Bildhauer war an die Lagerstätte vorgeklommen und versuchte, den über den Rand niederhängenden Arm des Verbliebenen zu heben; derselbe fiel sogleich wieder schlaff herab, als er ihn bei dem Rufe des Gerichtsbezirks losließ: Nichts anrühren!

Dreier näherte sich selbst dem Maler, berührte dessen Körper, Schläfe und Wangen und erklärte: Er ist tot! Da ist kein Zweifel!

Er hieß den Bildhauer und den Hausmeister hinausgehen und unten auf seine Befehle warten, verschloß die Thür des Gemaches und machte sich mit seinen Begleitern daran, einen genauen Thatsachbestand aufzunehmen.

Durch das Haus war außer den beiden angemeldeten Personen Niemand hier eingetreten. Die hohe Lage des Ateliers, das gesperrte Fenster schloffen die Annahme aus, daß Jemand von außen eingebrochen sei. Die Wände waren unverlezt, die Beschulung des Giebels zeigte keine Spur von Gewaltthätigkeit; nur an einigen Stellen des Fußbodens verriethen Wasserlachen, daß der Regen in starken Tropfen oder Güssen durch Ritzen eingedrungen war; aber diese Ritze hätten keinem Vogel, geschweige einem Menschen Raum zum Durchschlüpfen gewährt. Die Leiche zeigte eine Schußwunde dicht am Ohr. Ein Kugel war in die Schläfe gedrungen und hatte der Wahrscheinlichkeit nach den sofortigen Tod des Malers verursacht. Der Schuß war aus dem Innern des Gemaches abgefeuert, und zwar in der Richtung, in welcher der Gliederarm stand. In der That lag zwischen der Puppe und dem Schlafdivan etwas seitwärts ein Revolver auf dem Boden und die Untersuchung desselben bestätigte, daß der Schuß daraus gelöst war. Man nahm gesondertes Maß von der Stelle auf, wo die Waffe gefunden worden, von der Entfernung derselben zum Gliederarm, zum Divan, kurz nach allen Richtungen. Alle Dinge und Erscheinungen, die das Gemach darbot, selbst die Wasserlachen des eingedrungenen Regens wurden mit äußerster Gewissenhaftigkeit verzeichnet, denn die Männer wußten aus Erfahrung, daß oft schon ein kaum beachteter Umstand auf die Spur eines unbedenklichen Verbrechens leitete.

Als die Aufnahme zu Ende geführt, wurde der Ermordete durch Leichenträger aus dem Bette gehoben und nach dem Leichengange getragen, wo Aerzte die Schußwunde untersuchten und die zum Revolver gehörige Kugel auffanden. Das Atelier wurde unter gerichtlichen Verschluss gelockt und man wandte sich nun der Frage zu, wer oder was den gewaltsamen Tod des Malers verursacht habe?

In eine Schuld der Hausleute war nicht zu denken. Der Maler wohnte seit langer Zeit bei ihnen und es war durchaus kein Grund zu entdecken, der sie zu einer

